

Rheinsberg

Autor(en): **Borchardt, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rheinsberg

Von Rudolf Borchardt

Ich komme von Rheinsberg zurück, wohin ich oft hatte gehen wollen, vor allem seit ich die Potsdamer Königslandschaft vor den weltlichen Toren Berlins mit Überraschung hatte bewundern lernen, wo ich aber noch nie gewesen war. Dass man eben nicht leicht hingelangen kann, hatte zunächst den lange gleichsam neckenden Zauber des Ortes für mich vermehrt, dann aber bei näherem Zusehen ist es ein bedeutender Teil dieses Zaubers selber, dass Fußpfad und Handgriff der Welt gleichmäßig fern von seinen grünen Verzäunungen abliegen. Potsdam ist immer ein Zusammenhang bewohnter Wohnungen, bewanderter Wanderwege, Räderspurr und Bahngeleise nach allen Seiten, geblieben, ein bevorzugtes und leider verwöhntes Kind gekrönter Schatullen, ein Spielball der ästhetischen Baulaunen von soviel Generationen als das sterbende französische und holländische Barock der ersten Könige von der sterbenden Romantik des ersten preußischen Kaiserbruders trennen, vergessen und verschollen, weithinten fast schon gegen die Mecklenburger Seen, am Rande des Osthavellandes versteinert, das Bau- und Gartengeschöpf der französischen Früh-Hohenzollern, spärlich ausgestatteter Kronprinzen und Kadetten der Familie eigenwillig, eigenartig, eigenlebig, junggesellig und doch nicht ungesellig, – jung. Die Bahn bricht weit vorher vom großen Schienenstrange nach Stettin ab. Von da aus wird selbst heute noch die Gleisverbindung zögernd und hemmungsvoll. Ein Strich der Mark tut sich auf, wie man ihn sonst vergebens suchen würde, von einer eigenen schlafenden Üppigkeit und Sanftheit, baumschwer und mit einem großen Zuge geschrieben, an dem selbst die reichere Wiese mit fremderer Flora, der Orchis, süddeutschen Mooren, und mächtigen Blumenpolstern teilzuhaben scheint; die Krone des Laubbaumes, dichte Kränze der Zweige schwingend und verteilend, drängt sich fast überall wenigstens als Lisière vor die starren elenden Föhrenwimpern der bläulichen Seen. Das Gelände schwillt sehnsuchtsvoller, ja, manchmal fast sich freudiger bäumend, zu Hügel und Kuppe. Westlich, fast südlich, strebt der Erdteil hier gegen die mageren Uniformen des unabsehbaren osteuropäischen Geländes an. Kein Wunder, dass hierin der erste Traum Hohenzollerscher Renaissance-Landschaft die Pyramiden und Obeliske seines schwermütigen

Heidentums verpflanzte, von hier aus, den Mäander und die Volute entwerfend, unter den runden Bogen der Antike sitzend, seine preußische Trophäe mit dem großklingenden französischen Epitaph entwarf und mit gestalteter Landschaft, dem architektonisch ausgebildeten Garten, dem Theater aus Buchs, der Laube und dem geschnittenen Tunnel gegen die Wildnis und Dürftigkeit harter, armer Barbarenzeiten abgrenzte. Schon die Städte vorher im engeren Umkreise deuten von Ferne auf ein sonst überall längst vernichtetes und überlebtes Stadtbild hin. Schon ein Flecken wie Velten, schon ein bedeutungsloses Städtchen wie Ruppin, berührt den Herzukommenden mit den baumrauschenden Marktplätzen der alten brandenburgischen Kleinstadt, der gewaltigen Kastanie, der herrlichen Linde. Die Straßen sind breiter, fast als suchten sie für ein königliches Bedürfnis auseinander zu treten, so niedrig auch die Häuschen der Wohnzeile sie links und rechts umgeben. Altmodisch und nicht ohne Stolz in seiner stehengebliebenen ernsten Rechtlichkeit tritt in ihnen das gravitatische Leben der Provinz, vorsichtig und abgemessen, einher. Der Rheinsberger Bahnhof hat sich nicht die Mühe genommen, bis zur Stadt vorzudringen. Er meint, es genüge zwischen den Feldern nächstbeiliegend zu bleiben und von da aus den Weg zu zeigen. Am Wege sind dann Häuser neben Häusern neuer Unternehmung entstanden, die zur Bahn und in die Ferne dringen. Man muss eine Weile an ihnen entlang gehen, bis das alte grasige Weichbild erreicht ist, ein stiller, mildblickender Flecken, in dem seit Menschengedenken kein Haus gebaut oder verändert erscheint. Wie am Seestrände stehen vor fast allen Türen grüne Tische und Sitze vor die Straße hinaus. Man tritt herzu und hinein wie in einem Dorfe, Bäume ziehen die weite grüne Waldspur mitten hindurch und sammeln sich an den Plätzen zu kleinen Hainen. Hier und da macht Haustür und Torlaibung bescheidene Ansätze zu verjährter Dekoration in schwerfälliger Bauernsteinmetzarbeit, die dennoch einen entfernten Hauch von Metopen und Triglyphen, welch anderer Himmelsstriche, bewahren, oder durch eine ungeschickte Rokokovolute daran erinnern, dass in gesegneten Epochen ein Hauch jenes Geistes märkische Fischerhäuser berührt hat. Je tiefer man eintritt, die immer breiteren Straßen entlang, die grün schimmern wie Wiesenflur, und über deren Ausgängen es immer wieder laubig und bläulich verdämmert, um so mehr verdichten sich die Zeichen jener Zeit: Da steht auf dem Marktplatz der Meilenstein, eine Rokokosäule mit dem zierlichen Goldinitial des Prinzen Heinrich, dahinter halb sichtbar durch die finstere Schwelgerei jahrhundertalter Kastanien, schimmern Schlosstor und gelbe Wand edler, schon fast

erhabener, Bauformen. Die Kavalierhäuser des Schlosses rücken mitten in das Städtchen, die goldene Krone und der Adler, die den fremden edlen Geist hierher geraubt und hier geschützt haben, stehen als Embleme über dem rostenden Gitter.

Man kann nicht durch das Tor; der öffentliche Eingang ist an anderer Stelle. Man kann auch nicht ins Schloss. Die Geschichte hat den Bewohner hineingeschlossen und Besucher heraus. Eine behelfsmäßige Sperre umschließt das Wohngebäude, immerhin schmal genug und verwehrt es den landher Kommenden wenigstens für das Auge nicht, während man zu Wasser das Boot fast bis in die Spiegelung der reizenden Fronten gleiten lassen kann. Ja, es ist ein Wasserschloss, ein Wasserschloß wie alle Bauten der ersten und der letzten Hohenzollern es sind, und wie Sanssouci es nicht ist. – Architekturräume der ersten und der letzten hohenzollerschen Romantik, die in die Ferne schweifen und den Blick durch das Schwebende und Verschwebende gleiten lassen wollten wie eine säumige Hand, während dazwischen, rings um die Gestalt des selbstbegrenzten imperatorischen Geistes, das Gehege und die Wildnis sich in den Gevierten von Sanssouci aufbaut, in denen nichts mehr verschweben darf, als die Flöte und die Ergebung in die Endlichkeit der Welt. Als dieser Geist noch fern von den Schlachtfeldern Schlesiens und Böhmens, wie Achilles mit den Töchtern des Lykomedes, mit den leichteren Figuren des Zeitgeistes tändelte, das Ohr schon auf die Tuba der großen Kriege gespitzt, überblickte er den Spiegel der beiden verschwisterten Rheinsberger Seen zu Wasserfahrt und venezianischem Nachtfest und bevölkerte die Wellen des wendischen Barschfischers mit den französisch umgebogenen Gondeln der Adria. – Da ist, nachdem man endlich den Park zu einem Drittel umkreist hat, der alte Eingang des jungen Kronprinzen von damals: wie ein Chor tanzt das Säulenpaar, das den breiten Weg flankiert, Gitter haltend, Kapitäle balancierend, ohne Gebälk und Last aus dem hinteren ins vordere Grün, ferner ab mit großer Treppenanlage dehnt es sich zart und doch majestätisch ins engere Gartenbild hinein, und elegante Sphinxen auf den Postamenten links und rechts, die großfrisierten Hofdamengesichter in halber Sehnsucht wiegend, scheinen über ihre eigenen vor sich gekreuzten Krallen zu lächeln. Von da ab läuft strack und ungebrochen die Avenue ins Portal; seitlich verlieren sich die Parkwege. Und nun welch ein Bild, welch eine Welt, welch eine nie wieder so zu findende landschaftliche Gestalt! –

Man ahnt etwas derart schon hier und da in Potsdam. Da der Deutsche es kaum weiß, was er an Potsdam besitzt, so sei es gesagt, dass hier

etwas unternommen worden ist, was an keiner Stätte der Welt seinesgleichen hat, – nicht die Verpflanzung eines fremden Schlosspark- oder Gartentyps allein – dergleichen bieten die Versailles-Nachahmungen fast aller deutscher alten Höfe zur Genüge – nicht das Musterstück eines großen Landschaftsgartens wie die Schöpfungen Pücklers, – das alles bliebe noch im Rahmen des irgendwie Hergebrachten und Vergleichbaren: sondern die determinierte Umgestaltung einer wirklichen ins riesenhaft gehenden Landschaft mit Flüssen, Seen, Wäldern, Städten, Flecken, Dörfern, Straßen und Wegen in ein geformtes Kunstwerk, dessen ungeheurer Planung eine andere Landschaft als die verfügbare und vorhandene mit genauester Deutlichkeit vorschwebte, die Landschaft der alten Welt: ein Renaissancegedanke, wechselnd durch alle Schichten im Gedanken des deutschen Geistes, antik im holländischen Barock und antik im italianisierenden Stiltreiber Friedrich Wilhelm IV., von Arkadien bis Toskana greifend, von Orpheus bis Raphael. Der Plan erhebt sich so hoch über Herrnhäusern und Nymphenburg, – von kleineren ganz zu schweigen, – wie Preußen und seine Dynastie sich historisch über das übrige Deutschland erhob. Es versteht sich, dass er seinen Gründern so wenig einheitlich vorgeschwebt hat wie die geschichtliche Sendung der Dynastie, daß die Dynastie gewissermaßen als überpersönliches Individuum die historische Vision und das landschaftskünstlerische Parallel dazu in sich getragen und ruckweis gestaltet hat. Es versteht sich auch, dass Potsdam heute Fragment und Ruine des gigantischen Unternehmens geblieben ist, dessen Zusammenhänge man kaum eben schrittweis ahnen kann, so meilenweit in die Äcker und längs der allmählich raumlos gewordenen Seen mit Platanenalleen und Ausmarkungen die Vorzügler des Entwurfes sich verbreiten. Der Gedanke ist der des großen Koloniallandes, das mit aller Gewalt, keiner natürlichen Schranke achtend, und sie, wo es sein musste, verwerfend und bändigend, sich eine Vergangenheit aus dem Sande zu stampfen versucht und auf ein einziges Mal den Anschluss an die europäische Formenüberlieferung erzwingt. Darum ist dieser Gedanke, äußerlich klassizistisch und antikisierend, in Wahrheit romantisch, das unterscheidet ihn von den spielenden und scherzenden Solitüden Süddeutschlands, in denen schon mit geringem Aufwande an Bau und Schmuck der Anspielung auf ein Erbe, das man ja schon ohnehin besaß, Genüge getan wurde. Dort stand die lateinische Bauform und der architektonische Garten fünf Schritt weit von der echten Römermauer und der romanischen Kirche. Hier war alles aus den Elementen erst zu schaffen und packte darum die Elemente selber an. Der hohenzollersche Renais-

sancetraum greift in die gedächtnislose Vegetation jener sumpfigen, öden Seenländer, er packt den Wald von Rheinsberg und formt ihn zu seinem Hirtenlande um, nicht nur das Bild muss er schaffen, sondern den breiten Rahmen gegen das absolute Nichts, daher ist dies im landläufigen Sinne kein Park, es ist ein königlicher Wille in einem Waldlande von Maßen und Massen ohnegleichen.

Man meint allerdings nicht in Deutschland zu sein: nur hier, wo Gleichgültigkeit und Sparsamkeit das einmal geschaffene Werk verließ, da es halb fertig stand, atmet man die Luft, die Atmosphäre der Herrscherreihe, die Preußen europäisch zu machen bestrebt gewesen ist. Wasser und Grün, Steigung und Ebene sind bloßer Ton in den Händen eines Bildners. Der heimische Nadelbaum ist in Acht und Bann getan. Nur aus Laub und charaktervollem Stamme, aus den Eichen und Buchen bukolischer Landschaft, den Ahorn und der Platane des Südens, seiner Kastanie und Ulme wird gestaltet, ihnen das ärmere Geschwister der Heimat halb heimlich zugesellt. Der freie Aufwuchs des Baumes in südlicher Luft, der ihm von selber Kurve und Kuppel, den Tanz der Anmut und das Steigen des Denkmals verleiht, wird durch die Ordnung und die Schere erzwungen; die Reihe, der kleine Hain, der mit eigenem Stile aus günstiger Scholle bildende bebuschte Hügel wird erzeugt. Die Allee wird geschaffen, als stünden hier die Pinien und Zypressen, die von selber linear sind, zur Verfügung. Straßen von Riesenbreite schneiden hindurch, als verbänden sie ein Rom mit einem Ostia. Der Obelisk stellt sich hinein mit dem Willen, Namen der Geschichte spitz in den Weltruhr zu erheben. Säulentrümmer stehen im Buchendickicht, als wären sie Reste nationaler Vorzeit: sie sind es: denn die Seelen dieses Geschlechtes, das sich durch selbstgewollte Adoption von Rom und Athen herschrieb, waren sich selber Nation und enthielten in sich den nationalen Keim.

Man muss weit gehen, um in die letzten Ausläufer dieses erhabenen Landschaftscharakters zu gelangen. Fern vom Schlosse verläuft er in den wahren Wald, dessen Grenze sich schon nicht mehr wirklich absetzt, denn seit einem Jahrhundert haben die verpflanzten Gehölze sich eigenmächtig versäet und drängen die heimische Vegetation rückwärts, allerdings ein eigener Humus, der des süddeutschen Laub- und Mischwaldes hat sich gebildet, ergiebiger und satter als die ungroßmütige Scholle ringsumher, und mildert das Gesicht der Landschaft. Erstaunliche Bäume und Baumgebilde begegnen noch fern dem Parke. Die schönsten Akazien, denen ich im Norden begegnet bin, mit klüftiger Rinde und gespenstischen Kupferlichtern beglänzt, wie die Fabelbäume Grünewalds, zu

fremden Zackenkronen entwickelt, wie in ihrer weltfernen südlichen Heimat. Zögernd reißt man sich los und wird nicht hergegeben, die Verschlingung der Wege zwingt den rückwärtsgewandten Fuß immer von neuem seitwärts, neue Seen tun sich auf, immer wieder von Spuren der Bildung umgeben. Längs dem Wasser führen die Alleen, die Avenuen und öffnen sich auf die Pyramide und den Epitaph. Alle Schrift ist französisch und feiert mit trotzigem Worten die Franzosenbesieger friderizianischer Armeen, eine Ruhmeshalle großer märkischer Namen, von Marwitz zu Kleist und Platen neben den Réfugiés Haucharmois und Malesherbes. Und da, über das Wasser hinweg steht wieder das Schloss, die Wasserfront zwischen den beiden Ecktürmen einer rauheren Zeit, deren Fenster obenhin ins Barocke romanisiert sind, um sie zu lindern. In der Mitte der weite Palastblock, vor dem die bezaubernde Kolonade, puttenüberschwebt, den Säulentanz entfaltet, mit Flügelgebäuden nach links und rechts abbrechend, und zur linken frei für sich die ionischen Giebelfronten von Schauspielhaus und Kavalierhaus, all das sich im bewegten Spiegel noch einmal traumhaft wiederholend. In nächster Nachbarschaft, wo der immer strengere Parkcharakter schon der steinernen Architektur zustrebt, mündet ein Straßenkreuz im nach vier Seiten heiter aufgetanen Rundtempel, dahinter, wenig Schritt, steht das verlassene Baumtheater des Schäferspiels mit den Kulissen aus Hecken und der niederen Hecke, die das Orchester und den Souffleur gegen die hufeisenförmige Wiese mit den Rasenbänken des geselligen Hofes umgab.

Genug. Ich beschwöre nicht die Schatten jener Zeit wie der Anekdotist und der ästhetische Wortkrämer, dem es überlassen sein mag, den zweideutigen Kreis von Favoriten und Favoritinnen ausmalend herbeizuwünschen, oder den Begründer Preußens in die Ouvertüre seiner Heldenoper hineinzugestalten. Das Schäferspiel dieses Theaters sei uns verschollen und verrauscht, den Maskenschwarm, den allzu sterblichen, behalte sein leichter Hades. Denn diese Kulisse mit ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit und ihrer ebenso unbeschreiblichen Zartheit war größer und dauernder als die Pièce selbst. Sie nahm das Stück vorweg, das sie nicht mehr erlebte. Dies ist der Fond und die Welt nicht eines nachgeahnten Rokokos, sondern der aus diesem Boden heraus, mit mehr als Menschenkräften erschaffenen vorgeahnten Größe der Nation. Aus diesem Tempel kann die Iphigenie treten und es kann zugleich der Tempel Sarastros sein, in diesen Linien klingt die Musik der Entführung und der Orpheus stärker als die Lullys, die der Händelschen Arie « von der Taube in einsamer Laube » lebendiger, als die des italienischen Capricciosos; und es

ist zugleich der Garten von Aranjuez und die Szenerie der Fischerin, mehr als das, die fernen Traumwelten der Faustischen Seele dämmern im Hintergrunde auf, mit den bitteren Harmonien Beethovens und den Visionen des unterworfenen Peloponnes im Helena-Akte. Die klassische deutsche Poesie und Musik und ein Gutteil der romantischen ist hier zu Haus, der waldige Turm Astolfos des Gefangenen ebenso gut wie die Ouvertüre des *Freischütz* und das Schubertsche Lied. Der deutsche Geist hat den hier ausgeworfenen Weg vollkommen nachgeholt, hier ist uns nichts mehr fremd. Die Seele bedarf keines Mummenschanzes, keiner Verkleidungen, um in Rheinsberg zu Hause zu sein, hier ist sie mehr in Europa als in der tragisch tobenden und rauchenden Riesenstadt, aus der sie hierher flüchtete. Hier ist sie an jenem geheimnisvollen europäischen Punkte, an dem es unmöglich wird, die Natur von der Kultur zu unterscheiden. Es ist nicht nur die Kunst, die diesen Unterschied in ein geisterhaft und seelenhaft liebevolles Musikalisches verflüchtigt, sondern die Größe und der Held; er hat eine rauhe Spur gerissen, aber sie ward zur Furche für den Keim. Er hat mehr gewollt, als ihm auszuführen menschlich vergönnt war, aber wie es dem Dämonischen zukommt, unendlich mehr bewirkt, als ihm vergönnt war zu wollen, sein Schatten, der im selbstgewählten Grabgesange mit der edlen Bescheidenheit des antik gemäßigten Menschen, um ein Andenken bittet, das ihn, wenn nicht zu den Guten, so doch nicht zu den Schlechten zählen möge, besänftigte sich in seinem Jenseits mit der Gewissheit, dass sein Unendliches, fortlebend in seiner Landschaft, das Unendliche der Liebenden und der Dankbaren in jeder neuen Generation ewig jung und frisch berühren wird, wie denn seine Bäume mit jeder Jahreszeit wieder grünen und das ewige Wasser, das er bekränzte, den ewigen Himmel, den er begütigte, auf ewig wiederholt.